Archiv für Sozialgeschichte
FRIEDRICH EBERT STIFTUNG

Ernst Jünger, Kriegstagebuch 1914–1918, hrsg. von Helmuth Kiesel, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2010, 655 S., geb., 32,95 €.

Die „Stahlgewitter" begründeten Ernst Jüngers Autorschaft und waren zweifelsohne eines der wirkmächtigsten Kriegsbücher der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Deutschland. Was die Leser der 1920er und 1930er Jahre, als das Buch von Auflage zu Auflage stürmte, faszinierte, das war die authentische Atmosphäre des Stellungs- und Materialkriegs, der prägenden Erfahrung einer bald als „Frontgeneration" bezeichneten Alterskohorte, die der hochdekorierte Frontoffizier hier in Worte fasste. Nun liegt, von dem Jünger-Experten Helmuth Kiesel herausgegeben, das Kriegstagebuch Ernst Jüngers in der Urfassung vor, mithin das Rohmaterial seines so sensationellen Erstlingsbuchs. Bei der Lektüre – um es vorwegzunehmen – ist frappierend, wie ähnlich sich das Tagebuch zu dem aus ihm gearbeiteten literarischen Bericht verhält. Mag Jünger nach 1918 auch diverse Literarisierungs strategien angewandt haben, um dem verlorenen Krieg einen höheren Sinn zuzuschreiben, mag er die Einträge arrangiert und manches („Wann hat dieser Scheißkrieg ein Ende?") getilgt oder geglättet haben. Das persönliche Erlebnis, das Verhältnis zu den Kameraden im eigenen und den „Feinden" im gegenüberliegenden Graben, die Schilderung der Routine, der Langeweile im Dauerbeschuss, des allgegenwärtigen Todes, der zur Routine wurde, das Oszillieren zwischen Friedenssehnsucht und soldatischem Tatendrang – diese Psychologie des Frontsoldaten, die Jünger einfängt, ist schon in den Kriegstagebüchern des Notabiturienten enthalten, Jahre bevor es den Kriegsschriftsteller gab.

Ernst Jünger ist, wie er im Oktober 1915 notiert, in den Krieg gezogen, „um Abenteuer zu erleben. (Traurig, aber wahr!)" (S. 47). Diesem Bedürfnis hatte bereits sein Ausbruch zur französischen Fremdenlegion Ende 1913 gedient – ein Abenteuer, aus dem ihn die väterliche Autorität unter Aufwendung großer Mühen zurück nach Hannover holte. Die freiwillige Meldung zum Kriegsdienst – diesmal mit väterlichem Segen – war somit, wie Kiesel schreibt, auch „ein Resultat adoleszenten Erfahrungshungers" (S. 629). Eine gewisse Unreife, die das Alter des Schreibenden verrät, lässt sich tatsächlich nicht immer verhehlen: „Entweder ich werde um eine unbezahlbare Erinnerung reifer oder ich gehe drauf" (S. 89). An anderer Stelle schreibt er, dass ihm „das Kriegsleben jetzt gerade den richtigen Spaß" mache: „man gelangt zu Ruhm und Ehren, und alles nur um den Einsatz eines armseligen Lebens" (S. 96). Leben und körperliche Unversehrtheit schienen ihm tatsächlich der Güter höchste nicht. Diese Gleichgültigkeit, die er hier, in der Ausnahmesituation des Kriegs, als eine seiner „Haupteigenschaften" erkennt – so charakterisiert er sich auch als „Mann des großen Phlegmas" – ist jedoch mehr als pubertäres Gehabe. Es ist jener „Habitus der Kälte" (Helmut Lethen), der zum Markenzeichen Jüngers wurde, den er in seinen Kriegstagebüchern vorexerziert und reflektiert: Mitunter empfindet er sich – im Angesicht des Schreckens, der umgepflügten Leichenfelder und einer von gewaltigen Kriegsindustrien zerschundenen Höllenlandschaft – als „fast zu abgehärtet" (S. 227), und der bissige Humor, der immer wieder zum Ausdruck kommt, spricht eine eigene Sprache: „In den Gärten fand ich einen Beckenknochen, an dem noch Fetzen französischen roten Tuches klebten. Allmählich erwirbt man hier anatomische Kenntnisse" (S. 99).

Als Akteur und Beobachter eines als „abenteuerliche Apokalypse" geschilderten Geschehens, hat Jünger mit seinem Kriegstagebuch, wie es Kiesel formuliert, den „Bericht eines jungen Mannes" vorgelegt, „der den Krieg mit einer letztlich kaum ergründbaren Todes- wie Lebensverachtung als einen ebenso faszinierenden wie riskanten Erfahrungsraum betrachtete und auszukosten suchte" (S. 597). Bei aller Distanz (oder „Kälte"), die er den Dingen gegenüber wahrt, zeichnet sich aber immer wieder eine fast zärtliche Menschenliebe ab, die indes stark an die Insektenliebe des Käferenthusiasten erinnert. Paradigmatisch hierfür ist folgende, von Jünger notierte Szene: Den Anblick eines toten, aber wie lebend an einem Baum lehnenden französischen Soldaten ertragen seine Nerven „ohne Erregung; aber der Gedanke, dass in diesen Köpfen auch Gedanken, Wünsche und Hoffnungen lebendig

© Friedrich-Ebert-Stiftung: http://www.fes.de/ | ARCHIV FÜR SOZIALGESCHICHTE: http://www.fes.de/afs | E-Mail: afs[at]fes.de | 15.3.2012

gewesen waren, erweckte in mir dieselbe Rührung, die man beim Anblick alter Burgruinen empfindet" (S. 33). Der dandyistische Gestus aus der ebenso berühmten wie umstrittenen „Burgunderszene" zeichnet sich hier bereits deutlich ab.[1] Diese bedingungslose „Objektivität", auf die sich Jünger viel zugutehält, mag zynisch wirken, ist aber die gegebene Ausdrucksform eines Kriegs, der eine „sachliche Generation" (Erich Kästner) entließ, die in Jünger einen ihrer wichtigsten Exponenten und Wortführer fand.

Im Juni 1918, als er erste editorische Vorüberlegungen anstellte, konzipierte Jünger das zu schreibende Buch als einen „Spiegel der großen und kleinen Erlebnisse des Infanteristen in der vordersten Linie" (S. 402). Was für die „Stahlgewitter" gilt, gilt für die Kriegstagebücher um ein Vielfaches mehr. Die Unmittelbarkeit des Eindrucks, die unter die Haut geht und den Leser packt, macht das Faszinosum des von Kiesel „mit buchstäblicher Genauigkeit" wiedergegebenen Kriegstagebuchs aus (S. 466). Grammatikalische und orthografische Mängel wurden keiner Korrektur unterzogen, sondern blieben – als Zeugen dieser Unmittelbarkeit – bestehen. So zeichnet Jünger die Seelenschau des Frontoffiziers in all ihrer Ambivalenz: Den Krieg empfindet er von Beginn an als „interessant und aufregend" (S. 100). Aufkeimende Friedenssehnsüchte wischt er mit einem derben „Doch genug der Wachstubenphilosophie!" beiseite (S. 63). Immer wieder drängt es ihn, waghalsige Patrouillenunternehmungen befehligen zu dürfen, und das Jagdfieber des Feindkontakts scheint er als Herausforderung zu genießen. Eine altmodisch zu nennende Ritterlichkeit zeichnet ihn gegenüber den französischen und britischen Soldaten und Offizieren aus. Doch tötet er so, wie auch sie ihn zu töten versuchen – ohne Leidenschaft, aus Räson. Die „ganz neuen Formen des Krieges", die sich ihm im Sommer 1916 an der Somme eröffnen, studiert er begierig, und er fährt fort: „Den Magen 3 Zoll unter Alkohol scheint mir hier das Beste" (S. 176ff.). Es ist diese „Wahrnehmungsauthentizität" (Helmuth Kiesel) der Jüngerschen Notate, die die vorliegende Edition für jeden, der sich mit der Geschichte des Ersten Weltkriegs ernsthaft befassen möchte, zur Pflichtlektüre macht.

Das Tagebuch endet mit Jüngers letzter Kriegsverwundung und seinem Abtransport in die Heimat. Der letzte Eintrag stammt vom 10. August 1918. Am 22. September wurde ihm – eine für einen Kompanieführer außergewöhnliche Auszeichnung – der „Pour le Mérite" verliehen. Jünger war, wie Kiesel betont, einer der besten Offiziere des Ersten Weltkriegs und sollte einer der besten Kriegsschriftsteller werden. Dieses Werden lässt sich anhand seiner akribischen Edition nachverfolgen. Sie ist Teil jener Hochkonjunktur, die der Autor in den letzten Jahren erfährt. Neben den großen Biografien Kiesels und Heimo Schwilks[2] seien die zahlreichen jetzt ediert vorliegenden Briefwechsel – mit Gottfried Benn, Friedrich Hielscher, Rudolf Schlichter, Carl Schmitt, Martin Heidegger, Margret Boveri und vielen anderen – ebenso erwähnt wie vor allem auch Jan Robert Webers jüngst erschienene Dissertation über den Reiseschriftsteller Ernst Jünger, die sich dem Autor aus bislang unbeleuchteter Perspektive nähert und ihn als Kritiker der Moderne und „Ästheten der Entschleunigung" einer Deutung unterzieht, die Wesentliches zum Verständnis seines Werks – weit über den Rahmen seines reiseliterarischen Oeuvres hinaus – zutage fördert.[3] Jüngers Wieder- und Neuentdeckung ist an der Zeit gewesen. Zu lange wurde er, missverstanden und missgedeutet, in eine Ecke gestellt. Und in eine Ecke gehört Jünger nicht, sondern auf das Forum einer ebenso breiten wie profunden Erörterung. Helmuth Kiesel hat hierfür viel getan.

Max Bloch, Bonn

Zitierempfehlung:

Max Bloch: Rezension von: Ernst Jünger, Kriegstagebuch 1914–1918, hrsg. von Helmuth Kiesel, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2010, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 52, 2012, URL: <http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81338> [15.3.2012].

[1] Vgl. etwa: *Tobias Wimbauer*, Kelche sind Körper. Der Hintergrund der „Erdbeeren in Burgunder"-Szene, in: *ders.* (Hrsg.), Anarch im Widerspruch. Neue Beiträge zu Leben und Werk der Brüder Ernst und Friedrich Georg Jünger, Hagen-Berchum 2010, S. 25–76.

[2] Vgl. *Helmuth Kiesel*, Ernst Jünger. Die Biographie, Berlin 2007; *Heimo Schwilk*, Ernst Jünger – ein Jahrhundertleben, München 2007.

[3] *Jan Robert Weber*, Ästhetik der Entschleunigung. Ernst Jüngers Reisetagebücher, Berlin 2011.

© Friedrich-Ebert-Stiftung: http://www.fes.de/ | ARCHIV FÜR SOZIALGESCHICHTE: http://www.fes.de/afs | E-Mail: afs[at]fes.de | 15.3.2012